

## I.

# Religiöses Leben im vorgeschichtlichen Schlesien.

Seit geraumer Zeit ist der Erdboden zur Geschichtsquelle geworden. Auch diesmal hat es im Orient damit angehoben. Die Ausgrabungen in Babylon, Palästina, Ägypten, Kleinasien usw. erweiterten, berichtigten oder bestätigten die bisherigen historischen Kenntnisse aus antiken Geschichtsschreibern, Kodices und Papyri. Was vor einem Menschenalter im Orient begann und der theologischen Arbeit am Alten wie Neuen Testament wertvollen Dienst leistete und bis zur Stunde noch leistet, wird seit etwa 15 Jahren systematisch und mit großem Eifer in unserer schlesischen Heimat betrieben: der schlesische Grund und Boden wird untersucht und muß seine Geheimnisse preisgeben. Das Dunkel der Vorgeschichte wird gelüftet und tritt z. T. in helleres Licht als manche Periode der sog. geschichtlichen Zeit. Man muß das wertvolle größere Buch von dem Direktor des Landesamts für vorgeschichtliche Denkmalpflege Dr. Ernst Petersen, Schlesien von der Eiszeit bis ins Mittelalter (Langensalza, Verlag von Julius Belz 1935) lesen, um einen deutlichen und nachdrücklichen Einblick zu erhalten, wie weit die Kenntnis der Vor- und Frühgeschichte des schlesischen Landes schon gediehen ist. In jüngster Zeit sind mehrere kleinere, aber ansprechende Hefte erschienen, die die neuesten Funde und Ergebnisse darstellen, und auf die wir hier aufmerksam machen: Germanische Vorzeit Schlesien (Junge Wissenschaft im Osten, Heft 1, herausgegeben im Auftrage der Gaustudentenführung von Hermann Uhtenwoldt; Priebatsch, Breslau 1936). Dieses großzügig angelegte Heft ist besonders durch übersichtliches Kartenmaterial und gute Schrifttumsangabe ausgezeichnet. Daneben nennen wir Lothar F. Zos, Rustos am Landesamt: Die schlesischen Höhlen und ihre eiszeit-

lichen Bewohner (W. G. Korn 1937) und Dr. Fritz Geschwendt, *Alt-schlesische Blätter* 1937, Heft 1/2, *Neue Quellen zum Geistesleben der Vorzeit*. Es wäre wohl sehr lohnend und interessant, auf die Fülle des in den genannten Büchern Gebotenen einzugehen und das Wichtigste aus der schlesischen Urgeschichte (Kultur, Kunst, Volksbewegung, Rassenmerkmale) hervorzuheben. Wir müssen es uns hier versagen und der Lektüre der Bücher selber überlassen. Aber es liegt uns daran, die Frage aufzuwerfen, ob die Bodenfunde etwas über das religiöse Leben der schlesischen Urbewohner melden, und lassen uns von der genannten Literatur die Antwort geben, um dann mit einigen kritischen Bemerkungen abzuschließen. Wir gehen dabei, wie unsere Gewährsbücher, von der Urzeit zur Gegenwart schreitend, chronologisch vor.

### 1. Altsteinzeit. (Etwa 50 000 Jahre vor Christus).

Noch vor zwei Jahren wußte man nichts von menschlichen Spuren in der genannten grauen Urzeit. Die Entdeckung und Erforschung der schlesischen Kalkhöhlen im Bober-Ratzbachgebirge bei Kauffung (Kitzloch, Witschelhöhle, Hellmichhöhle) und im Glazer Bergland (Dietrich-Eckart-Höhle bei Wolmsdorf und Meyersdorfer Höhle) hat das Vorhandensein von Menschen damals zur Wahrscheinlichkeit erhoben. „Ein neuer Wechsel brachte die letzte Zwischeneiszeit. Mit ihr kam der Mensch. Er wanderte aus Mähren durch das Gesenke oder als gebirgs-gewohnter Waldmensch über die Pässe in Schlessien ein. Die hereinbrechende letzte Eiszeit trieb ihn in den Schutz der Höhlen. Dort fanden wir seine urtümlichen Geräte, seine Lagerplätze, ja das Wichtigste, Zeugnisse seiner Religion, seiner Magie, seines Zaubers“ (Zog S. 13/14). Diese Zeugnisse bestehen in besonderen Überresten des Höhlenbären (beigesetzte Unterkiefer, abgeschliffene Zähne, eingeschlagene Gehirnhölle), die auf einen eigentümlichen Bärenkult, wie ihn noch heute nordeurasische Jägervölker, z. B. die Giljaken kennen und üben, schließen lassen. „Der kluge und starke Bär wird als Bruder des Menschen angesehen, dessen Geist man darüber täuschen muß, was ihm vom Menschen beim Töten und Verschmausen Böses angetan wird. Man muß dem Bären zeigen, daß man ihn göttlich verehrt. Zu diesem Zweck werden junge Bären eingefangen und bei

manchen Völkern von Menschenmüttern an der Brust genährt. Später, wenn der Bär groß geworden ist, führt man ihn gefesselt unter allen möglichen Zeremonien von Hütte zu Hütte, um ihn so auf das Bärenfest vorzubereiten. Dabei zeichnen sich manche Gyljaken dadurch aus, daß sie waffenlos, natürlich unter Einhaltung gewisser Vorsichtsmaßregeln, mit dem gequälten und gereizten Tier ringen. Beim Bärenfest wird der Bär, nachdem man lange Reden an ihn gehalten, sich bei ihm entschuldigt hat und die Frauen sein Schicksal mit echter Anteilnahme beweint haben, getötet. Auch die Tötung und anschließende Verschmausung geht unter Einhaltung bestimmter Regeln und bis zum Rauschzustand gesteigerter Tänze vor sich. Den Höhepunkt bildet bei manchen Völkern die Verspeisung des Gehirns, mit der man meint, Stärke und Klugheit des Bären zu gewinnen“ (Zog, S. 20/1). Daß der schlesische Altsteinzeitmensch — wahrscheinlich ein Zweig der böhmisch-mährischen Aurignacrasse, die dem Neandertalmenschen wohl verwandt ist, aber dem Gegenwartsmenschen schon viel näher steht als dieser — seinerseits auch solchen Bärenkult getrieben hat, wird aus den aufgefundenen, besonders in Felsennischen beigelegten Bärenschädeln geschlossen. Freilich, Reste eines altsteinzeitlichen Menschen selber sind bis heute noch nicht gefunden.

## 2. Jungsteinzeit (4000—2000 v. Chr.).

Erst um diese Zeit erscheinen neue Bodensfunde, die einigermaßen Licht auf die religiöse Vorstellungswelt der damaligen Menschen werfen. Wir haben es schon damals in Schlesien als in einem typischen Grenzlande mit Rassengemisch zu tun: eine Menschengruppe südlicher Herkunft mit donauländischer Kultur ist von Gruppen nordischer Rasse und Kultur überschichtet worden. Drei Funde kommen zur Erhellung jungsteinzeitlicher religiöser Gedanken vor allem in Betracht: Der Fund von Groß-Tinz, die Jordansmühlener und die Marschwitzer Kultur. Der erstgenannte, bei dem man in einer Sandgrube ein gut erhaltenes Knochengerüst eines nordischen Menschen gefunden hat, lehrt uns, „daß schon damals die Menschen ihre toten Angehörigen sorgfältig bestatteten und mit Waffen und Gerät für den Weg ins Jenseits versahen, fraglos, weil sie den Glauben an ein Fortleben des Menschen nach dem Tode hatten“ (Peterfen S. 28). Auf ganz ähnliche Vorstellungen

führen die zahlreichen Gräber der Jordansmühler Kultur. „Sie geben uns einen recht guten Einblick in den Jenseitsglauben und die Bestattungssitten damaliger Zeit, indem sie in überwiegendem Maße innerhalb oder in engster Nachbarschaft der rundlichen Häuser angelegt sind. Die Toten liegen größtenteils in der kleinen Kindern eigentümlichen Schlafstellung, bei der die Arme nach dem Schädel heraufgewickelt oder auch unter diesen gelegt worden sind, während die Beine etwas an den Leib angezogen werden. Das Haus, in dem der Tote zu Lebzeiten gewohnt hatte, wurde auch seine Wohnung im Tode. Für den Weg ins Jenseits gab man ihm nicht nur Waffe und Gerät, sondern auch zahlreiche Tongefäße mit, die ursprünglich zweifelsohne Speise und Trank enthielten“ (Petersen S. 38). Daß in der damaligen Kultur auch Raum für Fruchtbarkeitskult war, beweisen die aufgefundenen Tonbilder einer weiblichen Fruchtbarkeitsgottheit und der berühmte Widder von Jordansmühl. Desgleichen deutet die Häufigkeit von Sonnensymbolen auf die Verehrung von Himmelsgestirnen (eb. S. 39, 48). Die etwas jüngere Marschwitzer Kultur, die das Ende der Steinzeit begleitet, bringt die Eigentümlichkeit der Hockergräber. „Der Tote wird jetzt meist mit stark angehockten Beinen und verschränkten Armen bestattet, vielleicht aus dem Gedanken heraus, er müsse bei der Grablegung in diese unbequeme Haltung gezwungen werden, um nicht als böser Geist seinen Hinterbliebenen zu erscheinen und diese zur Nachfolge in das dunkle Totenreich zu zwingen“ (eb. S. 58). Vielleicht — sagt der Verfasser! Aber diese Auffassung will nicht recht einleuchten, vor allem deshalb nicht, weil nach primitiver Anschauung grade Mangel an Pietät dem Toten gegenüber — und das Zwingen in die unbequeme Hockerstellung ist das Gegenteil von Pietät! — die Rache der toten Seelen heraufbeschwört. So erscheint es uns wahrscheinlicher, daß die Hockerstellung ganz andern Motiven entsprungen ist und der Tote — vielleicht! — in kultischer Gebetshaltung ins Grab gelegt wurde. Auch in diesen Gräbern finden sich als Beigaben Gefäße und Waffen, die der Tote im Jenseits oder auf dem Wege dahin braucht: Diese zur Verteidigung gegen Feinde der abgeschiedenen Seele, jene als Behälter für die nötigen Lebensmittel. Beide Beigaben zeigen, daß man sich das Jenseits als ein verlängertes, aber schattenhafteres Diesseits vorstellte.

## 3. Bronzezeit (2000—800 v. Chr.).

Aus den vielerlei Menschen- und Volksgruppen, die im Laufe der mittleren und jüngeren Steinzeit über Schlesien dahingeflutet sind, aus den Menschen nordischer Prägung und dem donauländischen Volkstum als den beiden Hauptgruppen — nicht, wie man lange Zeit gemeint hatte, aus neuer südlicher Einwanderung — entsteht das Volk der Illyrer<sup>1)</sup>. Charakteristisch für diese Zeit ist die Bevölkerungsdichte, die Urnenfelderkultur und am Ende der Epoche die illyrischen Zufluchtsburgen. Nach allen Funden zu urteilen ist Schlesien damals so zahlreich bevölkert gewesen, wie dann erst wieder im Mittelalter. Nicht nur in den uralten Siedlungsgebieten Schlesiens (Breslau—Jabten, Glogauer Kreis, oberschlesisches Böhlggebiet), sondern auch auf der rechten Oderseite finden sich große Gräberfelder. Wahrscheinlich hat sowohl der Übergang der Bewohner von Jagd, Viehzucht und Fischfang zum Ackerbau als auch ein besonders trocknes und warmes Klima zu dieser Vermehrung der Bevölkerungsdichte beigetragen. Über das seelische und religiöse Denken der damaligen schlesischen Bewohner geben uns die zahlreichen Gräberfunde aufschlußreiche Anhaltspunkte. Das Wichtigste ist, daß in diesem Zeitraum die Leichenverbrennung die Körperbestattung fast verdrängt. Dieser Wechsel vollzieht sich freilich nicht mit einem Schlage; auch gelingt er nicht völlig. Die Körperbestattung erhält sich neben der Verbrennung in Mittelschlesien und auch in Oberschlesien; doch ist letztere im allgemeinen die Grundform und in Niederschlesien durchaus vorherrschend. Über die Motive dieses Wechsels lassen sich nur Vermutungen aufstellen. „Neben den Hügelgräbern kennen wir eine ganze Anzahl von Flachgräbern, die ihrer ganzen Anlage nach auch nicht vermuten lassen, daß sie einstmals mit einem Erdhügel überdeckt waren. Sie spiegeln uns noch deutlicher jene Übergangszeit von der Körper- zur Brandbestattung wieder, in der wir uns jetzt befinden, ja unter ihnen hat man sogar einige gefunden, bei denen Teile des Körpers unverbrannt beigelegt waren, während andere bereits auf dem Scheiter-

<sup>1)</sup> German. Vorzeit Schlesiens S. 5 schreibt über dasassenverhältnis von Bastarnen und Illyrer: „Jedoch wird das rassische Erbgut der nordindogermanischen Illyrer dem germanischen im großen ganzen ähnlich gewesen sein.“ Diese Auffassung unterschätzt u. E. den südländischen Einschlag des illyrischen Volkstums.

hausen gelegen hatten. Fraglos ist dieser Wechsel des Grabgebrauches durch eine Veränderung der religiösen Vorstellungen herbeigeführt worden. Man huldigte jetzt dem Glauben, daß die Seele des Toten ihre Freiheit zur Fahrt in die Geisterwelt nur dann erhielt, wenn ihr einstiger Wohnsitz, der menschliche Körper, durch die Verbrennung zerstört und damit Körper und Seele getrennt würden. Das Nebeneinanderbestehen vieler Gebräuche zeigt deutlich, daß die andern Auffassungen sich nur ganz allmählich durchzusetzen vermochten und auch noch in der folgenden Stufe die alten Sitten nicht ganz vergessen waren“ (Petersen, S. 77). „Die Grundform des Urnengrabes besteht von jetzt ab für viele Jahrhunderte aus einem größeren Tongefäß, der eigentlichen ‚Urne‘, in welcher sich die verbrannten Knochen des Toten befinden . . . Letztere (die Urne) ist häufig am Boden oder am unteren Teil der Wandung mit einem gewaltsam hineingestoßenen Loch versehen, vielleicht, um der entflohenen Seele des Toten einen gelegentlichen Zugang zu verstatten. Man nennt sie daher auch häufig: Seelenlöcher“ (eb. 85). Wir dürfen hier aber nicht verschweigen, daß es eine gänzlich andere, u. E. zutreffendere Deutung der Brandgräber gibt; danach wurden die Leichen verbrannt, nicht um der toten Seele den Weg in das Jenseits zu erleichtern, sondern um ihr die Rückkehr ins Diesseits ganz unmöglich zu machen oder zu erschweren: „Der Grund für das Aufkommen des früher unbekanntem Brauchs der Leichenverbrennung dürfte in dem Wunsche zu suchen sein, der Seele die Rückkehr zu ihrem Körper zu verwehren, also in der Furcht vor dem ‚Wiedergehen‘. Die Annahme, daß es bei der Leichenverbrennung um Trennung der abgeschiedenen Seelen zu tun war, wird durch das Beibehalten dieses Brauchs noch in geschichtlicher Zeit bestätigt. Denn während man im übrigen längst wieder zur Erdbestattung übergegangen war, werden die Leichen der Wiedergänger ausgegraben und verbrannt: So vertrieb man den unheimlichen Spuk. Von da aus würde sich dann auch das Verbrennen der Zauberer und Hexen erklären, von dem wir grade für Sachsen wissen“ (Hermann Dörries in seinem wertvollen Heft: Germanische Religion und Sachsenbekehrung 1934, S. 3). Daß in der Zeit der Urnenfelderkultur auch die uralte Sonnen- und Mondverehrung weiterlebte, beweist die Fülle der Ziermuster aus dieser Epoche: Spiralen und Kreisgruppen, Dreiwirbel und Kreisscheiben, Radkreuz und Hakenkreuz. Auch an keltischem Bau-

ber wird es nicht gefehlt haben, wie einige Jagdzeichnungen und Steinritzungen vermuten lassen (Hirschjagdvasse von Bahse; Stein von Lampersdorf, Petersen S. 111; Altshles. Blätter 1937, S. 2). Dagegen haben die bisherigen Funde keinerlei Anhaltspunkte für Göttervorstellungen und kultische Bilder in der Bronzezeit ergeben.

Diese ganze Kultur ist in der frühen Eisenzeit unter dem Ansturm neuer Menschengruppen, der Skythen von Südosten und der Frühgermanen (Bastarnen und Skiren) im Norden, zusammengebrochen. Die zahlreichen Zufluchtsburgen<sup>2)</sup> der Illyrer haben den Untergang ihres Volkes wohl aufhalten, aber nicht verhindern können. „Der germanische Stoß traf ein in kultureller Überfeinerung und Lebensgenuß verweichtes Volk, dessen Leistungen im Zuge der Erschütterung seiner Staatlichkeit schnell zurückgingen“ (Petersen S. 111). Schlesiens Bewohnerschaft erhielt wiederum ein neues Gesicht; ob auch eine neue religiöse Gedankenwelt und Seele, steht dahin.

#### 4. Die Zeit der germanischen Völkerwanderung.

(500 v. Chr. — 500 n. Chr.)<sup>3)</sup>

Man könnte zweifeln, ob die Überschrift unseres neuen Abschnittes richtig ist; denn unter Völkerwanderung verstand man bisher meist nur den kurzen Abschnitt von etwa 400 bis 600 nach Christus. Allein heutzutage wissen wir, daß die Völkerwelt fast ununterbrochen in Bewegung gewesen ist, und daß insonderheit die Masse der germanischen Stämme fast genau ein Jahrtausend lang in Unruhe, in ständigem Raumwechsel von Norden nach Osten und von Osten nach Süden und Westen geblieben sind. Welch eine Fülle von Völkergruppen sind in diesem Jahrtausend über den schlesischen Raum dahingebraucht: der Skythenzug (um 550 v. Chr.), die Frühgermanen, Bastarnen und Skiren (550—300 v. Chr.), die Kelten (400 bis Chr. Geburt), die Cimbern und Teutonen, die wohl keine festen Wohnsitze in Schlesien faßten, aber an dem ganzen Oderstrom entlang von der Mün-

<sup>2)</sup> Oft Doppelburgen“, z. B. Schwedenschanze und Kapellenberg b. Döwiz; Zobten und Geiersberg; Nimptsch und die Tartarenschanze b. Girlachs Dorf. (Altshles. Blätter 1937, 21). Reste illyrischer Kultur vermutet Petersen in den verschiedenen alten Wortstämmen, z. B. den Flußnamen Neisse, Oppa, Troja, Damm (S. 83).

<sup>3)</sup> Zu den Zahlen vergl. die Tabelle: Altshles. Blätter 1937, S. 55 und German. Vorzeit Schlesiens, S. 2.

dung an bis zu der Quelle in Mähren und darüber hinaus nach Süden ihren Weg nahmen (100 v. Chr.); die Wandalen, ihre Weggenossen, die viel länger im Lande blieben (100 v. Chr. bis 450 n. Chr.), und schließlich die Burgunden (300—450 n. Chr.), die ihrerseits aber nur den schlesischen Nordwesten, zumal die heutige Oberlausitz, berührt haben. Zwei Tatsachen sind für diesen Zeitraum charakteristisch: einmal die germanische Menschengruppe beherrscht in diesem Jahrtausend das Antlitz Schlesiens, besonders wenn wirklich — worauf Depke hinweist<sup>4)</sup> — zwischen Kelten und Germanen kein wesentlicher Rasseunterschied gewesen sein sollte; sodann: die Bevölkerungsdichte Schlesiens hat gegenüber der Zeit der Järrer merklich abgenommen, sicherlich eine Folge der mit viel Krieg und Blut verbundenen Völkerverschiebungen, aber vielleicht auch eine Folge der Verschlechterung des Klimas.

Über die religiöse Gedankenwelt dieses Zeitraums sind wir sehr spärlich unterrichtet, am besten noch über die der Wandalen<sup>5)</sup>. Die zahlreichen Gräberfunde, die in verschiedenster Form auftraten (Urnengrab ohne Waffen — Brandgrubengrab mit Waffen — Körpergrab) verraten keine neuartigen Vorstellungen religiöser Art, es sei denn der Brauch, daß „die Waffen vor der Bestattung verbogen, d. h. für ihren eigentlichen Zweck unbrauchbar gemacht worden sind. Stellte man sich doch vor, daß ebenso, wie durch die Verbrennung des Toten Leib und Seele voneinander getrennt würden, so auch durch Verbiegen der Waffe dieser die Seele genommen werden müsse“ (Peterßen S. 150). Allmählich hat dann die Körperbestattung die Sitte der Verbrennung ganz verdrängt<sup>6)</sup>. Etwas Neues ist das Auftreten von Göt-

<sup>4)</sup> Depke, der Brief des Paulus an die Galater (Theol. Handkommentar, Leipzig, A. Deichert 1937, S. 1. „Rassisch und prähistorisch sind Germanen und Kelten nicht überall scharf zu scheiden. W. Sieglin: Die blonden Haare der indogermanischen Völker des Altertums 1935, 13 geht allerdings in der Gleichsetzung zu weit“.

<sup>5)</sup> Zur Kenntnis und Beurteilung der germanischen Religion überhaupt, nicht bloß der schlesischen Germanen, weisen wir — abgesehen von dem schon etwa genannten Heft von H. Dörries — auf zwei wertvolle und lehrreiche Schriften von Walter Baetke hin: „Arteigene germanische Religion und Christentum (2. Aufl., Walter de Gruyter, Berlin 1936) und: „Die Religion der Germanen in Quellenzeugnissen (W. Diesterweg, Frankfurt a/M.; 1937).

<sup>6)</sup> H. Dörries (a. a. O. S. 3, Anm. 3) spricht davon, daß „der Brauch des Einbügelns überall bei den Germanen das Verbrennen verdrängt hatte“. Das Verbrennen wurde in christlicher Zeit besonders durch die Gesetzgebung Karl. d. Gr. ein Infam-  
Erklären des Verstorbenen.

terkult, der Kult der ‚Alken‘, des göttlichen schützenden Brüderpaares, von dem Tacitus erzählt. Man nimmt heute weithin an, daß der Silingberg, der ragende Mittelpunkt des Silinggaaues, die heilige Kultstätte des wandalischen Alkendienstes gewesen ist. H. Uhtenwoldt erklärt: „Seit alters ist der Siling heiliges Land. Hier haben wohl schon Jlyrer und Kelten in Ehrfurcht ihre Götter angerufen; hier haben die wandalischen Silinger die Pfahlsymbole der Alken aufgerichtet, hier fühlten sie sich auf sturmmrauschem Waldberg Wodan, dem Windgott und Totenführer, nahe“ (Altshles. Blätter 1937, S. 13). Gleichen Gedanken gibt Petersen (S. 156) Raum: „In der Tat haben die Grabungen auf dem Berggipfel gezeigt, daß auch die Wandalen gelegentlich ihren Fuß dorthin gesetzt haben, und man fühlt sich gleichsam gezwungen, in diesem Zusammenhang an die Schilderung des großen wandalischen Stammesheiligtums zu denken, in dem ein göttliches Brüderpaar, die Alken (d. h. Schützer) verehrt wurde. Tacitus erzählt, daß der Gottesdienst in einem heiligen Hain gehalten wurde, in welchem das Heiligtum lag, und daß Priester, die in weiblicher Haartracht einhergingen, d. h. also, nicht den aus römischen Darstellungen bekannten Haarknoten an der rechten Schläfe getragen haben werden, zu Schützern des Heiligtums bestellt waren. Es liegt nahe, schon nach der Bedeutung, die der Berg zu allen Zeiten gehabt hat, in ihm jenen heiligen Hain der Wandalen zu sehen“. Tacitus bezeugt den Alkendienst für die Zeit um Christi Geburt; später hören wir nichts mehr davon. Nach Petersen wird er von Wodans- und Donarskult verdrängt, neben dem Naturverehrung und Runenzauber eine wichtige Rolle spielen (S. 182/183):

„Man darf wohl annehmen, daß im Laufe der ersten vier Jahrhunderte n. Chr. zwar der Dienst der Zwillingsgötter weiterlebte, daß aber daneben der sich anscheinend seit dem 1. Jahrh. v. Chr. von Norden her stärker durchsetzende Wodanskult<sup>7)</sup> auch in Schlesien Eingang fand. Mit ihm wird auch die Verehrung Donars, der ja der eigentliche Bauerngott war, und die der andern Alen eingesetzt haben. Für die Verehrung der Alengötter, die ja das in manchen Nesten bei den Nordgermanen noch lange geachtete Göttergeschlecht der Wanen allmählich verdrängt haben, besitzen wir für die Wandalen wieder ein wichtiges Zeugnis in einer Erzählung des Tacitus über die Harter, einem vielleicht mit den Hasdingen

<sup>7)</sup> Man denkt unwillkürlich an die Märchengestalt des schlesischen „Rübezahl“.

gleichzusetzenden wandalischen Teilstamm<sup>9)</sup>. Die Harier pflegten ihre Schilde schwarz zu färben und ihre Körper zu bemalen, um so Schrecken zu erregen. Verschiedentlich sind sie aus diesen Anzeichen, die Verwandtschaft mit der auch sonst bei den Germanen beliebtesten Vorstellung des wilden Heeres<sup>10)</sup> zeigen, als besonders treue Anhänger des Wodanglaubens aufzufassen, denn Wodan und das wilde Heer gehören bekanntlich untrennbar zusammen. Neben diesen Göttergestalten stehen die Himmelsgestirne, vornehmlich Sonne und Mond, zu denen alle Germanen beteten. Heilige Zeichen für sie wurden gern auf Waffen und Geräten, nicht selten auch auf Tongefäßen eingeritzt und fehlen daher auch nicht in der wandalischen Hinterlassenschaft. Unter ihnen nimmt das uralt-heilige Hakenkreuz eine besondere Stelle ein, das am meisten von diesen Zeichen vorkommt. Auf Lanzenspitzen findet sich nicht selten die Mondichel; wenn sie im Sinne des aufgehenden Mondes dargestellt wurde, galt sie für den Träger der Waffe als glückbringend, als abnehmender Mond gezeichnet, brachte sie dem Gegner den Tod. Auch die Sonne wird gern in Form von Kreisen und Punktkreisen dargestellt, während ein doppeltes T-Zeichen den Blitz vorstellt. Seit dem 8. Jahrhundert setzen auch mit Runen schrift versehene Funde ein. Unter ihnen sind zwei neuerdings in Oberschlesien zutage gekommene Inschriften auf Graburnen besonders bedeutungsvoll. Die Inschrift von Seduschütz ist leider nur teilweise erhalten und daher nicht mehr zu deuten; doch wird sie wohl eine Beschwörungsformel gewesen sein, die das Kriegergrab vor unberufenen Händen beschützen sollte. Die einzelnen Runen haben hier nicht Lautwert, sondern vertreten die Stelle ganzer Worte. Runenzauber kehrt auch auf einer zweiten, erst kürzlich entdeckten Inschrift auf einem Tongefäß des 8. Jahrhunderts von Niestrowitz, Kr. Groß-Strehlitz wieder, auf der nach Meinung des Runenforschers W. Krause in geheimnisvoller Formel auf den Weg in das lichte Jenseits angespielt ist. Beide Runenfunde bezeugen für die germanische Frühgeschichte, besonders aber für unser Wissen um das Geistesleben der Wandalen hohe Bedeutung; sie sind außerdem die einzigen Reste der wandalischen Sprache<sup>11)</sup> außer einigen in anderen Quellen genannten Eigennamen“.

Zusammenfassend können wir sagen: Gestirnverehrung, Zauberwesen, Bestattungssitten führen in nichts die religiöse Vorstellungswelt der germanisch-wandalischen Völker-

<sup>9)</sup> Die Wandalen zerfielen nach Petersen (S. 154/5) in folgende Stämme: der politisch bedeutendste Stamm waren die Hasdingen (rechtes Oderufer bis tief nach Polen hinein), der religiös bedeutendste die Silingen oder Mahanavalen (linkes mittelschlesisches Oderufer), daneben die unbedeutenden, nicht näher zu kennzeichnenden Buren, Harier und Cleanen.

<sup>11)</sup> Reste wandalischer Sprache begegnen uns bekanntlich in den Worten Siling-Zobtenberg, Slenzane-Silinggau, Slenza-Silingfluß (Rohe), und wahrscheinlich auch im Flußnamen Queis (Peter- sen S. 183).

gruppe über die der vorhergehenden illyrischen Kultur hinaus. Charakteristisch neu dagegen ist das Austausch und der Kult bestimmter Göttergestalten, obwohl wir auch hier mit aller Vorsicht betonen müssen, daß solcher Kult auch in der Bronzezeit vorhanden gewesen sein kann, ohne daß irgend ein Anhaltspunkt davon bis auf uns gekommen ist. Charakteristisch ist ferner der Übergang des Altkendienstes zum Wodankult; man lese dazu die wertvollen Ausführungen von H. Dörries (a. a. D. S. 10 ff.) über das Krisenhaft und Tragische des ganzen Wodankultes: er bedeutet stets eine Krise des alten Götterglaubens; das Offenbarwerden eines Mangels an religiöser Sicherheit und Vertrauen. Etwas anders sieht Baetke (a. a. D. S. 28 ff.) den Odinkult an; er beurteilt ihn gerade um des schreckhaften und irrationalen Momentes darin als „die tiefstinnigste und religiös gehaltvollste Schöpfung germanischen Geistes“ (S. 31).

##### 5. Die unmittelbar vorchristliche Zeit. (500—1000 n. Chr.).

Die Frage nach der religiösen Lage und Gedankenwelt unmittelbar vor Einführung des Christentums in Schlesien begegnet sicherlich grade heute dem brennendsten Interesse. Allein, unsere große Wißbegierde wird nicht befriedigt. Wir wissen herzlich wenig von der Bevölkerung unserer Heimat in dem halben Jahrtausend nach Abzug der Ostgermanen und noch weniger von ihren religiösen Vorstellungen.

Stark umstritten ist schon die Frage, ob die Wandalen samt und sonders abgewandert, oder ob Teile von ihnen im Lande zurückgeblieben sind. Im Gegensatz zu früher sprechen die Bodenausgrabungen für das Letztere. Es mehren sich die „Funde, die klar erkennen lassen, daß nicht unbeträchtliche Teile der einstigen Herren von Schlesien im Lande verblieben sind. Und zwar sind es nicht nur Grabfunde, die uns das beweisen, sondern die neueste Zeit hat sogar die Reste spätgermanischer Ansiedlungen geliefert. Das steht im Einklang mit den Verhältnissen in den übrigen ostdeutschen Landschaften und in Polen, wo ebenfalls hier und dort ostgermanische Kulturreste aus dem 5. bis 7. Jahrhundert zutage getreten sind“ (Petersen, S. 192 ff.)<sup>10)</sup>.

<sup>10)</sup> Ähnlich German. Vorzeit Schlesiens S. 10: „Damalige wandalische Volksreste, verstärkt vielleicht durch germanischen Zuzug aus dem Osten oder Westen, gingen wohl in den Slawen auf“.

Allerdings muß man für diesen Zeitraum von einem „Völkergemisch“ sprechen: Reste der Wandalen haben sich mit den in Westpreußen verbliebenen Gepiden vermischt; dazu werden Kultureinflüsse des südrussischen Gotenreiches spürbar. Ja, sogar „dinarische Beimischungen durch Aufnahme illyrischer Bevölkerungsreste“ sind festzustellen (eb. S. 194, 198). Die wenigen Funde geben uns keinerlei Hinweise auf den religiösen Glauben dieser Zeit. Selbst der größte Fund, das Gräberfeld von Gr.-Sürding bei Breslau aus dem 5. Jahrhundert, bietet nur geringe Anhaltspunkte. „Dort fand man eine größere Zahl von Körpergräbern, die besonders dadurch auffielen, daß die Bestattungsritte sich von der bisher üblichen nicht unbeträchtlich entfernte. Neben gewöhnlichen Gräbern der bisher bekannten Art kamen absichtlich zerstückelte Skelettreste, gefesselte Leichen und sogar eine an den Vampyr glauben erinnernde Schädelbestattung zwischen den Oberschenkeln des zugehörigen Skeletts niedergelegt, zum Vorschein“ (Peterfen S. 194/5). Das ist alles! und dieser winzige Anhaltspunkt weist keinesfalls auf eine frohe, sieghafte, sondern im Gegenteil auf eine furchtsame, unheimliche Religiosität der vorchristlichen Zeit.

Aber die Bewohnerschaft verschiebt sich noch einmal und ändert wiederum im Laufe des 8. bis 10. Jahrhunderts ihr Gesicht. Die slawische Zeit beginnt. Die ostgermanischen Bodenfunde verstummen, die einst dicht von Germanen besiedelten Gebiete liegen lange wüste. Allmählich, wahrscheinlich auch ungeschlossen und vereinzelt, kommt es zu slawischen Ansiedlungen. Herkunft und Wanderung der Slawen liegt im Dunkel; eine gemeinsame Wanderfrage ist nicht vorhanden. Wahrscheinlich stammen sie aus dem Gebiet zwischen Ostkarpathen und Pripetsümpfen. Ihr Einzug bedeutet gegenüber den zwei vorhergehenden Kulturepochen der Germanen und der Illyrer ein Absinken Schlesiens an Volkszahl und Kultur. Von dem religiösen Glauben dieser einwandernden Slawen erzählt uns bisher kein Bodenfund. Das Einzige, was wir aus vorchristlicher Zeit wissen, ist die bekannte Mitteilung Thietmars v. Merseburg<sup>21)</sup>, daß auf dem Siling heidnischer Götzendienst getrieben worden sei: „Diese Stadt (gemeint ist Nimptsch) liegt in der Landschaft Silensi, die ihren Namen von einem sehr hohen und großen Berge hat, der wegen seiner Größe und Beschaffenheit, weil daselbst heidnischer verruchter Götzendienst

<sup>21)</sup> Chronik, 7. Buch 44.



flattfand, von den Eingeborenen gar hoch gefeiert wurde“. Was das aber genauer und im einzelnen für Götzendienst war, ob Natur- und Gestirndienst zugrunde lag oder Gözenkult im eigentlichen Sinn, ob etwa Überbleibsel von der Vorstellungswelt des wandalischen Alken- und Wodandienstes sich dort erhalten hatten, zumal die Vermutung, daß germanische Reste um Nimptsch und im Silingergau über die Völkerwanderung hinweg fort dauerten<sup>12)</sup>, heute wieder an Wahrscheinlichkeit gewinnt, oder ob neue slawische Göttergestalten um den Berg und auf dem Berg ihr Wesen, resp. Unwesen trieben, darüber wissen wir gar nichts. Dieses Schweigen der Geschichtsquellen und Bodensfunde über den Inhalt des vorchristlichen Heidenglaubens ist umso bedauerlicher, als die vorübergehende Reaktion des Heidentums gegen das Christentum im 11. Jahrhundert eine gewisse Kraft des alten Glaubens zu verraten scheint. Freilich ist dabei zu berücksichtigen, daß bei diesem Aufstand in erster Linie wohl politische Motive vorlagen, die Auflehnung der slawischen Hörigen gegen die Herrenschicht der Wikinger und infolge davon erst Auflehnung gegen den von der germanischen Herrenschicht mitgebrachten und unter Strafen aufgezwungenen neuen Glauben. Nicht ohne Übertreibung schreibt Uhtenwoldt in den „Altshles. Blättern (1937, 14): „Doch trotz des Taufwassers lebt in den Herzen der Schlesier der alte Glaube, dessen Wahrzeichen der weithin ragende Silingberg ist; und als die junge wikingische Königsgewalt Polens zerbricht, erhebt sich das Volk, jagt die christlichen Priester davon und zerstört die Kirchen des neuen Gottes. Der staatlichen Erneuerung folgt die Wiederaufrichtung des Kreuzes im Oderland; doch für Jahrzehnte bleibt der heimliche Wettstreit des alten und neuen Kultmittelpunktes, des Silings und der Breslauer Domburg.“ Von einem jahrzehntelangen Wettstreit noch nach der staatlichen Erneuerung, die schon im Jahre 1041 unter Kasimir mit deutscher Hilfe geschah, zu sprechen, geht umso weniger, als Schlesien gerade durch diese politisch-religiösen Wirren unter böhmische und d. h. unter christliche Oberhoheit geraten war. Wir werden im Gegenteil annehmen müssen, daß als Antwort auf die heidnische Reaktion dem heidnischen Götzkult überall im Lande und sonderlich an seiner Hauptstätte ein baldiges Ende gemacht wurde, und die uralten, aus dem Anfang des

<sup>12)</sup> Die Altshles. Blätter S. 13/4 sprechen von einem friedlichen „germanisch-slawischen Kulturzusammenhang“.

12. Jahrhunderts stammenden Überreste der ersten christlichen Kirchenanlagen auf dem Siling (Peterstein, Löwen, Säulenkapitälen, Inschriftstein<sup>13)</sup>. bestätigen nur unsere Annahme.

Doch damit haben wir die vorgeschichtliche Zeit verlassen und stehen schon im frühen Mittelalter, in der Zeit des Christentums.

## 6. Rückschau.

Überblicken wir noch einmal alles Gesagte, so drängen sich unwillkürlich zwei große Gesichtspunkte auf, die zur rechten Beurteilung der ganzen Entwicklung grundlegend und notwendig sind.

1. Wir stehen trotz aller Funde und geleisteten Forschungsarbeit mitten im Bereich von Hypothesen, d. h. von mehr oder minder begründeten Vermutungen. Man beachte einmal, wie oft folgende Worte in den eingangs genannten Büchern wiederkehren: Wahrscheinlich, zweifelsohne, offenbar, wohl, fraglos, sicherlich, vielleicht, — jedes dieser Worte ist ein stilles Eingeständnis: „nur Vermutungen“! Zu dem gleichen Ergebnis führt die Verschiedenheit der Deutungen. Hofergräber, Seelenloch, Übergang zur Leichenverbrennung sind aufgefundenene Tatsachen. Allein, wie diese Tatsachen religiös zu deuten, aus welchen Motiven heraus sie geschehen sind, und welche religiöse Vorstellungswelt dahinter steht, das sagen uns die Tatsachen selber nicht; da stehen wir wiederum im Raum von Vermutungen. Ganz besonders ist das bei der Altsteinzeit der Fall: Jergendein Menschenfund liegt bis jetzt nicht vor; und die Richtigkeit des von L. Boz angenommenen Höhlenbärenkultes hängt einfach davon ab, ob die gefundenen Tierreste von ihm richtig gedeutet sind, ob dieselben ihre eigentümliche Formen wirklich von menschlicher Bearbeitung, oder wie andere Forscher annehmen, durch den Zufall und den Zahn der Zeit erhalten haben. Hier werden wir erst noch weitere Forschung und reichere Anhaltspunkte abwarten müssen. Daß zumal die genaue Angabe der Zeit: Alt-

<sup>13)</sup> Petersen a. a. O. S. 224/5. P. irrt allerdings, wenn er das Heiligtum ohne weiteres ein „deutsch-christliches“ nennt; der Einzug der Deutschen in Schlesien geschah doch reichlich 2—3 Generationen später. Ein anderer Irrtum liegt S. 205 vor, wo der „sagenhafte Peter Wlast, offenbar auch ein nordgermanischer Adliger“, vor die Zeit der heidnischen Reaktion gestellt wird; er lebte aber 100 Jahre später.

steinzeit = 50 000 J. v. Chr. nur Hypothese ist, bedarf keiner großen Erörterung. Es hindert den Forscher ja nichts, hier beliebig mit Jahrhunderten und Jahrtausenden zu rechnen. Kurz, wir bleiben im Bereich von mehr oder minder begründeten Vermutungen.

2. Was die religiöse Vorstellungswelt der schlesischen Vorgeschichte betrifft, so führt der Tatbestand nirgends über die uns von primitiven Völkern bekannten Religionsformen hinaus. Wir finden den Animismus, der von den ältesten Tagen der Menschheit an unabtrennbar ist vom Jenseitsglauben, wobei freilich das Jenseits stärker oder geringer ein schattenhaftes Abbild des Diesseits ist, und der ebenso unabtrennbar ist von der Furcht vor der Wiederkehr oder Rache der abgesehenen Seelen. Wir finden den uralten Fruchtbarkeitskult und den kultischen Zauber, die Natur- und besonders Sonnenverehrung. Allerdings werden wir die Naturverbundenheit der Primitiven uns völlig anders vorstellen müssen als die ästhetische Naturfreude des modernen Menschen und Wandervogels; wir können jene nur als Naturscheu richtig begreifen, als eine tiefstehende Scheu vor den unberechenbaren Mächten und unheimlichen Wesen, die dem primitiven Menschen überall in der Natur feindlich entgegenkommen<sup>14)</sup>. Aus dieser Auffassung heraus sind auch die vorgehichtlichen Göttergestalten zu begreifen: Die Aifen, die notwendigen „Schützer“ vor den unheimlichen Gestalten und Wesen der primitiven Vorstellungswelt, und der später aufkommende Wodanskult, der selber ein Stück dieser unfrohen und unheimlichen Vorstellungswelt ist. Es ist demnach eine völlige Verzeichnung der Tatsachen, wenn eine heutige Auffassung

<sup>14)</sup> H. Dörries (a. a. O. S. 12): „Man darf sich ja die heiligen Haine und Wälder unserer heidnischen Vorfahren überhaupt nicht als den andächtigen Aufenthalt der Romantiker vorstellen; der Wald, der für den Heldendichter die Stelle der Wüste einnehmen mußte, war für die Germanen der Aufenthaltsraum alles Unheimlichen. Hier hausten die Hexen, wie uns noch das Märchen von Hänsel und Gretel erzählt. Hier lauerten die Nachtmahre, die den Schläfer bedrohten. Von hier gingen die Wervölke zum Norden aus. Die heiligen Haine aber haben wir uns nach den Berichten als Stätten des Grauens vorzustellen, wo die Leichen der Geopferten moderten und von den Bäumen bleiche Schädel herabgrinsten. In einem Cheruskerhaine fanden römische Legionäre die Überreste ihrer Kameraden aus der Varusschlacht. Hier stand der Opferstein, der bei den großen Festen vom Blut der Opfer sich rötete“.

es so darstellt, als habe erst das Christentum die lichten Gestalten des Heidentums in dunkle Gespenster verwandelt<sup>15)</sup>. Auch die Reaktion des Heidentums im 11. Jahrhundert ist — ganz abgesehen von der Frage, wieweit sie politischen Motiven entsprang (s. o.) — noch kein hinlänglicher Beweis für den Wert des alten Glaubens und die innere Verbundenheit der Menschen mit ihm; denn die Reaktion konnte ebenso gut aus Angst geschehen, aus Furcht vor der Rache der immer noch gefürchteten, alten unheimlichen Götter. Im übrigen ist bei dieser ganzen Frage: alter und neuer Glaube in Schlesien um das Jahr 1000 zu beachten, daß grade Germanen und Deutsche den Christenglauben nach Schlesien gebracht haben. Hat die Annahme recht, daß das Polenreich eine Schöpfung der Wikinger ist, dann hat diese germanische Oberschicht den neuen Glauben zuerst nach Schlesien verpflanzt, freilich mit solch harten und strengen Methoden, die keineswegs christlich waren, und die eine Reaktion hervorrufen mußten. Wirklich christlich geworden ist Schlesien aber dann durch die große Kolonisation des 13. und 14. Jahrhunderts; denn den friedlichen Kolonisten aus dem deutschen Westen war es eine Selbstverständlichkeit, daß mit ihnen Dorf um Dorf und Stadt um Stadt christliche Schulen und christliche Kirchen im Neuland Einzug hielten. Wir unsererseits haben aber keinen Anlaß, das großartige Aufbauwerk, das die deutschen Kolonisten im slawischen Lande geleistet haben, zu schmähern oder gar zu zerstören<sup>16)</sup>. Es wäre ein Herabsinken auf sowohl religiös wie kulturell minderwertige Stufe.

Strehlen, Schles.

H. Eberlein.

<sup>15)</sup> So auch Fr. Geschwendt in *Altshlesf. Blätter* 1937, S. 12.

<sup>16)</sup> R. Hampe, *Der Zug nach dem Osten. Die kolonisatorische Großtat des deutschen Volkes im Mittelalter* (Aus Natur und Geisteswelt 731. Bd., Leipzig, B. G. Teubner 1935).

Nachtrag: Gerade nach Fertigstellung des Aufsatzes kommen mir Heft 3/4 der „Alt-schlesischen Blätter“ 1937 in die Hand. Einiges daraus ist für uns erwähnenswert. Fritz Geschwendt weist (S. 80/2) auf „Gleitsteine“ in Schlesien (Weißstein und Marienberg b. Strehlen) hin und beurteilt sie als Überreste eines uralten Fruchtbarkeitszaubers. W. Brege stellt die Frage, ob die 1936 im Gräberfeld von Jordansmühl gefundenen Bronzeräder etwa „Priesterschmuck“ der illyrischen Zeit gewesen seien: „So oft Räder nicht als Einzelfunde, sondern in irgendwie deutbaren Verbänden gefunden worden sind, ergab sich stets eine Verwendung zu religiösen Zwecken. Was liegt dann näher, als für unsern Fund die Möglichkeit anzunehmen, daß er gewissermaßen als schmückendes Abzeichen das Gewand eines Mannes zierte, in dessen Händen die Wahrnehmung des mit dem Kultwagen verbundenen Gottesdienstes lag“. (S. 74). Am interessantesten ist die Abbildung des 1936 gefundenen Faustkeiles von Petersdorf (S. 70/1), das Bothar Bog als das älteste Zeugnis von der Anwesenheit des Urmenschen im gesamten Ostraum wertet und in die vorletzte, in die sogen. Saaleeiszeit, d. h. 200 000 Jahre v. Chr. setzt! „Selbst das Alter der schles. Altsteinzeitkultur der Höhlenbärenjäger, das wir mit 30 000—50 000 Jahren angaben, schrumpft gewaltig zusammen, wenn wir bedenken, daß der Faustkeil über 200 000 Jahre alt sein kann . . . Seine äußere Formgebung, die verhältnismäßig erhebliche Dicke, die nicht völlige Überarbeitung der Oberfläche . . . und die nicht gerade verlaufenden Schnitten erlauben mit Sicherheit den Petersdorfer Faustkeil in das sogen. Frühacheneulen zu stellen. Somit dürfen wir ihn zugleich als das erste sichere Zeichen für die Anwesenheit des Neandertalers in Schlesien zur vorletzten Zwischeneiszeit ansehen“ (S. 71/2).

Wir haben nicht die Absicht, Entdecker- und Finderfreuden zu stören, werden aber doch vorerst gut tun, weitere Forschungsergebnisse über Gleitsteine, Räder als Priesterschmuck und neue Funde über den Urmenschen in Schlesien abzuwarten, ehe wir bloße Vermutungen als Wahrscheinlichkeiten oder gar als feste Tatsachen ansehen.

H. G.